

Vortrag Nr. 38 am 14. März 2013

Referent: Prof. Dr. A. Schau, Ludwigsburg

Thema: Wo man sich eine Schlagseite holt!

Der Stammtisch phänomenologisch betrachtet

Über den Stammtisch nachzudenken, scheint banal, fast lächerlich. Und doch sind es gerade die Banalitäten, die Mitteilungen der Menschen darstellen, wie sie ihren Alltag gestalten. Der Stammtisch, wie wir ihn heute vorfinden, hat allerdings mit dem geschichtlich gewordenen Stammtisch, der sich allmählich im Mittelalter herauszubilden beginnt, kaum noch etwas zu tun. Heute verbinden wir mit dem Stammtisch eine laute, ordinäre Veranstaltung, die hauptsächlich vom Saufen, Kartenspiel und Witze Erzählen lebt. Doch das ist seine Entartung. Tatsächlich war der Stammtisch aber einmal mehr und auch etwas ganz Anderes.

Die eingeschränkte Betrachtung des heutigen Stammtisches resultiert aus seiner ungeschichtlichen, somit isolierten Einschätzung. In einer historischen Betrachtung muss der Stammtisch als ein Ergebnis des Zivilisationsprozesses angesehen werden. Und eine solche Bewertung soll im Folgenden versucht werden.

Wann genau der Begriff Stammtisch zum ersten Mal in der Geschichte auftauchte, ist vorläufig unklar. Belegt ist hingegen, dass der Stammtisch im Zeitalter des prosperierenden Nationalismus im Anschluss an die Reichsgründung von 1870 neu belebt wurde, was etwa daran abzulesen ist, dass 1884 die erste Nummer der Wochenzeitschrift „Am deutschen Stammtisch“ erschien, die das heroisch-germanische Idealbild des deutschen Mannes neu zu schärfen sich bemühte. Darin wird einerseits das hohe Lied der Männerfreundschaft angestimmt, andererseits wird der Stammtisch als Stätte des Trostes hoch gelobt, weil er, wie es schwülstig heißt, „ein Scherflein“ dazu beiträgt, „die Tränen des Kammers, der Not und der Sorge“ zu trocknen.

In einer ersten Beschreibung erscheint der Stammtisch als eine terminlich fixierte (meistens 1x wöchentlich, monatlich), kulinarisch begleitete Veranstaltung, die in festgelegten, selten wechselnden Lokalitäten (meistens in Wirts- oder Club-, Zunft-, Schützen-, Feuerwehr- oder Gildenhäusern) abgehalten wird. Er ist eine geschlossene Veranstaltung, die nur einer ganz bestimmten Gruppe von Mitgliedern offen steht, was nach innen und außen ganz bestimmte Folgen hat. Auch wenn das Moment der Unterhaltung bei den meisten Stammtischen nicht zu kurz kommt, sind doch meistens sehr präzise Zielsetzungen für diesen ausschlaggebend. Diese können ökonomisch-politischer oder weltanschaulicher Art oder beides sein.

Die Bezeichnung „Stammtisch“ deutet auf ein hohes Alter hin und kann zunächst wörtlich genommen werden. Dann ist der Stammtisch ein aus einem ganzen oder halben Baumstamm verfertigter Tisch um den herum Menschen aus den verschiedensten Gründen zusammen sitzen. Denkbar ist allerdings auch eine andere Herleitung. Danach könnte der Stammtisch die Zugehörigkeit zu einem bestimmten „Stamm“, einem Volksstamm oder Sippenverband, bedeuten.

Eine andere Schwierigkeit ergibt sich aus dem Umstand, dass der Begriff Stammtisch nicht einmal einheitlich von allen Gruppierungen verwandt wird, für die ein Stammtisch auch nachweisbar ist. Bei den studentischen Verbindungen etwa heißt der Stammtisch „Kneipe“, von dem die gleichnamige Lokalität abgeleitet ist. Liegt hingegen ein feierlicher Anlass wie ein Stiftungsfest oder ein anderes Jubiläum vor, wird von einem „Kommers“ gesprochen. Die Freimaurer wiederum verwenden den Begriff „Brudermahl“, dem regelmäßigen rein weltlichen Zusammentreffen der Logenbrüder. Demgegenüber wird der Begriff „Tafelloge“ für die quasi religiös ritualisierten Treffen verwendet.

Der Stammtisch als Gruppenphänomen

Soziologisch gesehen ist der traditionelle Stammtisch eine „formelle Gruppe“, in der die Mitglieder durch „aufeinander bezogene Interaktionen“, durch verbindliche Normen und gemeinsam zu erreichende Ziele miteinander verbunden sind. Die Gruppe vermittelt ein Gefühl der Gruppenzugehörigkeit, vermittelt Solidarität, die dem Einzelnen zum Aufbau eines Images beiträgt, das Stärke, Stolz und Würde ausmacht, mit anderen Worten, dass ihm dazu verhilft, seine volle

Identität zu entfalten.

Doch der Schutz, den der Stammtisch einem Mitglied gewährt, ist erkaufte durch ein hohes Maß an Anpassung, an Kontrolle, ja an Unterwerfung unter bestimmte Standards oder Satzungen. Wer grundsätzliche Kritik übt oder gar aus der Organisation austreten will, ist in der Gefahr, ausgegrenzt zu werden und seine berufliche Existenz aufs Spiel zu setzen.

Etwas Anderes kommt erschwerend hinzu. Dass der Stammtisch eine herausgehobene Stellung einnimmt, gibt er allein schon durch seine Ghettoisierung zu erkennen. Er kann in einem Wirtshaus abgehalten werden, sei es durch äußerliche Hinweise abgetrennt vom öffentlichen Publikumsverkehr in einem Nebenzimmer, sei es halb-öffentlich, wenn der Stammtisch in einen eigens für ihn ausgewiesenen Rückzugswinkel eines Wirtshauses stattfindet.

Noch einmal gesteigert wird diese Abschottung, wenn der Stammtisch in eigens für den Stammtisch vorgesehenen Häusern, den Verbindungshäusern der Studenten oder den Tempeln der Freimaurer etwa, stattfindet. Nimmt man hinzu, dass nicht jeder Mitglied eines Stammtisches werden kann, bezieht man ein, dass die traditionellen Stammtische auf einem Kanon von Konventionen und Ritualen aufbaut, begreift man leicht, dass die Stammtische einer geschlossenen Gesellschaft nicht unähnlich sehen. Der weitgehende Ausschluss der Öffentlichkeit fördert zwar die Solidarität der am Stammtisch Zusammengeschlossenen, ist Ausdruck eines gewachsenen Selbstbewusstseins, einer gewissen Exklusivität. Doch dieses Verhalten ist in seiner Wirkung nach außen ein Merkmal der Unterscheidung, das andere Gruppen und Einzelne ausgrenzt. Dieses Abgehobensein wirkt, ob gewollt oder nicht gewollt, elitär, was von Nicht-Gruppenmitgliedern als Dünkel wahrgenommen, auch als etwas Geheimbündlerisches beargwöhnt oder belächelt wird.

Traditionelle Stammtische

In der historischen Betrachtung waren Studenten, Handwerker, die zum Schutz von Stadt und Bürger eingerichteten Bürgergilden, die im Hopfenorden zusammengeschlossenen Bierbrauer sowie die sich im 18. Jahrhundert aus den Bauhütten der Steinmetze herausbildenden Freimaurer die Ersten, für die Stammtische nachgewiesen sind. Bald folgten die Kaufmanns-Gilden und die in der Hanse organisierten fahrenden Kaufleute sowie die sogenannten Honoratioren-Stammtische nach. Im 17. Jahrhundert hatte sich der Kreis der Stammtische um die berühmten „Tabakskollegien“ der Oberschicht erweitert. Der Ursprung der Tabakskollegien wird in den Niederlanden gesehen, von wo sie sich auch nach Preußen ausbreiteten. Erstmals war es König Friedrich I., der das Rauchen zu einer festen Institution machte. Einmal wöchentlich traf sich der König mit seinen „Tabakesgenossen“ im Drap d'Or, der „Roten Kammer“

Das Rauchen war Pflicht, von der man sich nur durch eine Geldspende für wohltätige Zwecke freikaufen konnte. Frauen waren zunächst zugelassen, wie das Bild mit Friedrich Wilhelm I. belegt. Während des Tabaksgenusses war das strenge Zeremoniell gelockert, aber nicht aufgehoben. Der König etwa saß nicht mehr unter dem königlichen Thronbaldachin wie bei den königlichen Geschäften sonst. „Mohren“ und „Türken“ waren zugelassen, sie waren für den Service zuständig. Sie trugen Getränke auf und sorgten dafür, dass der Tabak nicht ausging, der aus holländischen Tonpfeifen geraucht wurde.

Der Sohn Friedrich I., der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., änderte den Kommittee in wenigen Punkten. Unter ihm wurde das Tabakskollegium zu einer reinen Männerdomäne. Der Tabaksstammtisch fand nun auch in einfacheren Räumen statt. Das Rauchen wurde um das Biertrinken erweitert. Das Rauchen und das Biertrinken waren beständige Begleiter ausgedehnter Gesprächsrunden, in denen eifrig über alle möglichen Probleme diskutiert wurde. Zum Teilnehmerkreis gehörten neben der königlichen Familie vor allem Militärs, durchreisende Berühmtheiten, Diplomaten und Gelehrte, die der nicht gerade geistfreundliche Soldatenkönig seine „lustigen Räte“ nannte. Der bekannteste war der Historiker Jacob Paul Freiherr von Gundling (1673-1731), der von Friedrich I. als Zeitungsreferent und Historiograph im Rang eines Hofgelehrten angestellt worden war und der von seinem Sohne Friedrich Wilhelm I. (dem Soldatenkönig) übernommen wurde. Als Hofgelehrter war er aber eher ein Hofnarr, dessen ausgeprägte Eitelkeit sowie seine Anfälligkeit für den Alkohol auf den Tabakskollegien ein willkommener Anlass für allerlei spöttische Derbheiten war, die bis zu Handgreiflichkeiten reichten.

Es lag auf der Hand, dass die Stammtische, bei denen der Alkohol stets eine große Rolle spielte, nicht selten in Saufgelage ausarten konnten. Diese Saufgelage ziehen sich wie ein roter Faden durch die Geschichte der Stammtische, wie auch die blauen Montage bei den Handwerkern belegen. Für das studentische Treiben bei ihren Kneipen war das Trinkgelage selbstverständlich, woran auch das Singen bei Tisch nichts änderte.

Relativ spät erst, in den sechziger und siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts, entdeckten auch die Künstler den Stammtisch für sich. Tonangebend war der französische Impressionist Eduard Manet, der den Künstlern empfahl, sich regelmäßig zum Gedankenaustausch über die Kunst zu treffen. Nun aber nicht im Wirtshaus, wo aus Sicht der Künstler nur Spießherren verkehrten, sondern in Kaffeehäusern. So entstanden die Künstlercafés. Das Moment des Kulinarischen war bei diesen Stammtischen weniger ausgeprägt. Im Vordergrund stand vielmehr der ästhetische Gedankenaustausch, der Fragen des Kunstbetriebs einschloss, des Verkaufs von Bildern. Dem anarchistischen Lebensgefühl der Künstler entsprechend, waren diese Stammtische der Künstler nicht reglementiert. Zu weltweitem Ruhm brachten es damals in Paris das „Café Guerbois“ und das „Café del la Nouvelle-Athènes“. In Deutschland waren in Berlin das „Romanische Café“, das „Café Josty“ sowie vor allem das „Café des Westens“, auch als „Café Größenwahn“ verpönt, stammtischartige Mittelpunkte des kulturellen Lebens.

Heute ist der Stammtisch über weite Strecken zu einer gesichtslosen, meistens lächerlichen Zwecken dienenden, unspezifischen Einrichtung entartet. Noch am ehesten kommen die Hipster- oder Internet-Cafés dem traditionellen Stammtisch nahe. Das gilt auch für alle einem Spiel gewidmeten Stammtische wie Skat- oder Schach-Stammtische. Eine interessante Stammtisch-Variante wird von vielen im Ur-Christentum gesehen, als die Kirche noch im Untergrund agierte. In Anlehnung an das antike Symposion feierten die Urchristen eine Gott geweihte Mahlgemeinschaft, die *Eucharistie* (gr. = Danksagung). In dieser frühchristlichen Tischgesellschaft müssen Essen und Trinken einen so breiten Raum eingenommen haben, dass das sakrale Anliegen dabei aus dem Blick zu geraten drohte. Gegen diesen Missbrauch der Eucharistie protestierten die Apostel mit göttlichem Zorn, wie etwa Paulus in seinen Briefen an die Korinther, in denen er der dortigen Kirchengemeinde die Leviten las und empfahl, Essen und Trinken aus dem Gottesdienst auszuschließen in die Privatsphäre zu verbannen.

Ökonomische Interessenlage

Nimmt man die dem Dionysos huldigenden Studenten einmal aus, so war das Hauptinteresse, das die traditionellen Stammtischmitglieder miteinander verband, von beruflichen, wirtschaftlichen und allgemein politischen Interessen diktiert. Die Stammtische stellten so etwas wie die ersten Netzwerke zum Nutzen und zum Schutz der Stammtischmitglieder dar. So spielten die Sicherheit des Warentransports, (Gilden, Hanse), der Zollschatz oder der Kampf um niedrige Steuern eine wichtige Rolle.

Themen am Stammtisch waren auch

- die Überwachung von Ausbildungsregeln,
- die Regelung der Arbeitszeiten,
- die Sicherung der Produktqualität,
- die Preisgestaltung,
- nicht zuletzt auch die Sicherung der eigenen Existenz durch eine überschaubar gehaltene Konkurrenz.
- die sozialen Aspekte wie etwa die Unterstützung bei Tod und schwerer Krankheit. So erhielten in den Zünften die Meisterfamilien aus der „Amtslade“ eine Unterstützung.

Geschlechtsspezifisch

Eine andere Besonderheit der Stammtische bis ins zwanzigste Jahrhundert hinein bestand darin, dass die Stammtische mehrheitlich Männerbünde waren, erklärbar durch die Männerdominanz in den meisten Berufen und öffentlichen Ämtern. Allerdings gab es bestimmte Berufe, wie der Hebammen- und der Bierbrauerberuf, die von Frauen dominiert waren. Diese hatten ihre eigenen Zünfte und Stammtische. Das Bierbrauen war vor allem im Mittelalter die Domäne der Frauen. Gebraut wurde

zunächst in den Privathaushalten, ehe es zu den großen Bierbrauereien kam. Der Stammtisch nach dem ersten Bieranstich war den Frauen vorbehalten. Und hatte eine Frau entbunden, wurde zur Feier der Geburt zuerst mit allen Frauen mit dem selbstgebrauten Bier auf den neuen Erdenbürger angestoßen. Aber auch für Goldspinnerinnen, Garnmacherinnen und Seidenweberinnen sind eigene Zünfte belegt.

Über eine Stammtisch-Besonderheit gilt es aus Altwürttemberg zu berichten, die insbesondere für das Unterland, das Gebiet um Stromberg-Heuchelberg, belegt ist – die so genannte „Weiberzeche“. Sie wurde den Frauen von den Gemeinden kostenlos einmal im Jahr eingerichtet, um die Verdienste der Frauen für die Gesellschaft herauszustreichen.

Kommunikativ-künstlerischer Aspekt

Heute springt der kommunikativ-gesellige Aspekt, das Vergnügen als Erstes ins Auge, wenn vom Stammtisch die Rede ist. Und in der Tat spielte und spielt die Geselligkeit, spielten Essen und Trinken, sogar die Kunst eine nicht geringe Rolle bei den Stammtischlern.

Wenn auch ernste Themen abgehandelt wurden, sie fanden in einer entspannten Atmosphäre statt. Das Vergnügen war durchaus ein stilprägendes Element der Stammtische. So wurden auch über den Alltag hinaus gehende Gespräche geführt, wie die Tabakskollegien bereits zeigten, es wurde gesungen, und es wurden sicherlich auch Anekdoten und Witze erzählt. Und auch das Kartenspiel kam sowohl am Hofe als auch bei den Bürgern und Bauern zu seinem Recht. Dass der Stammtisch sogar Ehen stiften konnte war nicht unüblich.

Wie sehr die Kunst zum Tragen kam, belegen die im 15. und 16. Jahrhundert von den Zünften gegründeten Meister-Singerschulen, in denen der Meistersang gepflegt wurde, später von Richard Wagner in den Meistersingern von Nürnberg musikalisch karikiert. Dass das Singen zum studentischen Stammtischverkehr dazu gehört, ist bekannt.

Stammtisch-Rituale

Wie bereits angedeutet wurde, gehören zum Stammtisch bestimmte Stammtisch-Rituale. Wie alle Rituale, zählen auch die Stammtisch-Rituale zu dem, was man „geregelter Kommunikationsabläufe“ nennt.

Rituale sind Orientierungshilfen, die die Kommunikation klar regeln. Sie geben Halt und stärken so das „Bedürfnis nach zwischenmenschlichen Beziehungen“. Indem sie den Gruppenzusammenhalt sichern und gleichzeitig fördern, wirken sie einheitsstiftend.

Zur besonderen Festigung werden Rituale gern mit bestimmten Symbolen verbunden.

Rituale dienen ferner der Rhythmisierung zeitlicher Abläufe. Das gilt besonders für „zyklische Rituale“, die wie der Stammtisch in regelmäßigen Abständen, wöchentlich oder monatlich, abgehalten wird.

Als Begrüßungsritual dient bei vielen Stammtischen das Klopfzeichen (drei Mal) dazu, Stammtischbrüder einerseits auf sich aufmerksam machen, andererseits die Stammtischbrüder zu begrüßen oder verabschieden. Das ist insofern ökonomisch, als der neu Hinzukommende nicht jedem Einzelnen die Hand geben muss. Mag auch sein, dass das Klopfen einen Widerschein des Aberglaubens darstellt. Danach bedeutet das Klopfen auf den Tisch oder an eine Tür einen Abwehrzauber, mit dem böse Geister abgewehrt werden sollen. Das Klopfen kann im Aberglauben aber auch ein Bannzauber sein, mit dem umgekehrt gute Dämonen herbeigerufen werden können. Bei manchen Stammtisch-Organisationen wie dem Hopfenorden etwa war es üblich, den Stammtisch wie einen Altar mit auf das Bier bezogenen Tischsymbolen zu versehen. Die Hopfenbrüder, die sich einmal in der Woche trafen, hatten in der Mitte ihres Stammtisches ihr Herrschaftssymbol, das Bierfass als Thron aufgebaut. Als eine Art Zepter fungierte ein Bierhumpen und als Krone ein Hopfenkranz. Ähnliche Tischinszenierungen sind auch für die Freimaurer nachweisbar.

Viele Stammtische kennen das Ritual einer festgelegten Sitzordnung, wie sie für die Tabakskollegien, die Freimaurer oder auch die studentischen Verbindungen heute noch typisch ist.

Wenn andere Stammtische heute eine solche Sitzordnung nicht kennen, muss das nicht heißen, dass sie nicht früher einmal nach einer Sitzordnung verfahren sind. Diese kann im Laufe der Zeit, aus welchen Gründen auch immer, aufgegeben worden sein.

Bei den Stammtischen mit festgelegten Sitzordnungen sitzt der Vorstand an der Stirnseite eines langen Tisches, von der aus er das Geschehen dirigiert. Links und rechts der Tafel nehmen die Stammtischmitglieder Platz.

Hinter diesen streng festgelegten Sitzordnungen wird ein ausgeprägtes hierarchisches Prinzip sichtbar. Bei den höfischen Stammtischen führen Könige oder Adlige den Vorsitz. Bei den studentischen Verbindungen sind es die Senioren oder Fuchsmajore (die Erzieher der *Füchse*, der neuen Mitglieder), bei den Freimaurern die Meister vom Stuhl, bei den Zünften die Älteste, bei den im Gefolge der napoleonischen Kriege entstandenen Schützenvereinen präsidiert der *Schützenmeister* und bei den quasi militärischen Feuerwehren hat der Feuerwehrkommandant das Sagen bei Tisch.

Auch wenn das Trinken, wie wir noch sehen werden, ritualisiert war und noch ist, kam es immer wieder zu Saufgelagen, die den Herrschenden, freilich nicht bei sich selber, sondern bei den Untertanen ein Dorn im Auge waren. Es wurden bald schon Polizeiverordnungen erlassen, die Sanktionen für Trunkenheit enthielten. Eine der ersten Polizeiverordnungen war die von Karl V. von 1530.

Kleiderordnung.

Ein anderes interessantes Ritual stellte die Kleiderordnung dar. Heute ist den meisten Stammtischen nicht mehr anzumerken, dass früher generell eine Kleiderordnung vorgeherrscht hat, die allerdings von Hof zu Hof und von Stadt zu Stadt unterschiedlich streng gehandhabt wurde. Bereits für das Altertum sind Kleiderordnungen belegt. Die Bedeutung besteht darin, dass sie nach außen für alle sichtbar die jeweils herrschenden gesellschaftlichen Hierarchien abbilden. Doch hinter jedem Kleiderdiktat steht auch eine Kontrollfunktion und damit eine Form der Gängelung. An der Kleidung ist die Herkunft des Trägers auf einen Blick auszumachen. Gleichzeitig galt es, mit Kleiderordnungen die Kleiderprivilegien der Herrschenden zu wahren. Das Tragen von Purpurgewändern und Hermelinpelzen blieb ausschließlich den ranghöchsten Spitzen der Gesellschaft vorbehalten. Eine andere Zielsetzung bestand darin, per Kleiderordnung Sittlichkeit und Moral aufrechtzuerhalten und durch diese Disziplinierung die Ständeordnung zu sichern.

Die erste Kleiderordnung für Deutschland erließ Karl der Große im Jahre 808 in seinem so genannten „Aufwandsgesetz“, das genau festlegte, wie viel Geld der jeweilige Stand für Kleidung ausgeben durfte.

Seit dem 13. Jahrhundert kamen flächendeckend Kleiderordnungen auf, die dann ein fester Bestandteil der allgemeinen Gesetzgebung sowie der Polizeiverordnungen wurden. Die Kleidervorschriften wurden zunächst von den Landesherrn oder Stadträten, später auch von den Reichstagen erlassen. Was wer in welchem Umfang tragen durfte oder meiden sollte, war darin festgelegt. Ebenso die Strafmaße bei Verstößen. Die Überwachung erfolgte über Gerichtsherrn, Beamte sowie „Unterbrigkeiten“ (Magistraten, Geistliche, Schultheiße, Lehrer, Schuldienner), nicht zu vergessen die Spitzel oder Denunzianten. Verstöße wurden unerbittlich sanktioniert

In einer „Göttinger Kleiderordnung“ von 1354 wurde das Tragen von kostbarer Kleidung und von Schmuck von der Steuerleistung der Männer abhängig gemacht. Wer dagegen verstieß, musste Pferde für städtische Dienste unterhalten. Oder er hatte eine „Mauerstrafe“ abzuleisten: Er wurde zur Ausbesserung oder Neuerrichtung von Stadtmauern herangezogen.

Besonders streng war die Kleiderordnung des Herzogtums Sachsen-Coburg von 1667. Schneider mussten geloben, ihre Kleider nach den Regeln der Kleiderordnung hergestellt zu haben. Verstöße konnten mit Geldstrafen, dem Ausschluss aus der Zunft, was einem Berufsverbot gleichkam, oder gar der Verbannung aus dem Ort und dem Land bestraft werden. Kontrolliert wurde nicht nur in der Öffentlichkeit, sondern auch in öffentlichen oder nicht-öffentlichen Versammlungsorten. Jedes Quartal waren in Sachsen-Coburg die Verzeichnisse der Straffälligen an die Staatskanzlei, eine Art Bundesnachrichtendienst, zu senden. Denunzianten wurden als „Dank“ und zur „Aufmunterung ihres Fleißes in Beobachtung dieser Ordnung“ mit einem Drittel der Strafzahlungen belohnt. Für den Staat waren die Verstöße also eine willkommene Einnahmequelle.

Eine besondere Rolle bei der Überwachung spielte der Negativkatalog, der festschrieb, was der Einzelne Standesvertreter nicht durfte. Vor allem die Frauen wurden scharf ins Visier genommen. So

wurde etwa den Frauen in Speyer und in Straßburg in einem Erlass von 1356 untersagt, herabfallendes Haar zu tragen. Das galt als unkeusch, sündhaft.

1370 verbot ein Erlass der Stadt Straßburg den Frauen, Unterwäsche zu tragen, die „die Brüste anhob“. In der erwähnten Kleiderordnung Sachsen-Coburgs von 1667 wird allen Frauen das Tragen extravaganter und provokanter Kleiderschnitte untersagt.

Die Frauen wurden aufgefordert „alle Arthen der Trachten, welche zur Üppigkeit und unziemender Entblossung des Leibes, an Hälsen, Brüsten und Armen, erfunden werden, und an sich selbst so wol der Erbarkeit und Christlichen Zucht zu wider, als der Gesundheit schädlich sind, gänzlich vermeiden, und forthin dermassen bedeckt gehen sollen“.

Adlige Frauen waren nicht ausgenommen. Trägerinnen mit großem Dekolleté sollten „mit schimpflicher Abweisung von unserem Hofe“ ermahnt werden. Als sündige Missachtung des göttlichen Gebots wurde es ausgelegt, wenn Kleider „von also dünnem Zeuge verfertigt sind, dass der Leib leichtlich durchschimmert, oder dergestalt unangeheftet umhängen, dass bey der geringsten Bewegung alsbald die Blösse verursacht wird“.

Für die Handwerker waren in Sachsen-Gotha genau festgelegt Preisvorschriften vorgeschrieben, wie viel etwa Leinwand für die Anfertigung von Kleidung kosten dürfte.

Den Bauern war das Tragen großer Stiefel aus rotem oder gelbem Leder oder von Strümpfen aus weißem Tuch mit Aufschlägen und Band untersagt. Einfache schwarze Stiefel oder Schuhe, einfache Hüte, Socken oder Strümpfe, aber nur aus minderwertigem Tuch, waren dagegen erlaubt.

Handwerkerfrauen war das Tragen von verzierendem Beiwerk und Schmuck untersagt. Lediglich Korallenschmuck, aber nur mit kleinen Perlen stand ihnen zu. Dienstmägden war das Tragen von seidenen Mützen, mit Pelz verzierten Muffs, langen seidenen Halstücher, gesteppten und ausgehackten Schuhe verboten. Zuwiderhandlungen wurden als „Akte der Hoffart“ mit Geldstrafen und Gefängnis bestraft. Bei wiederholtem Verstoß wurden die Täterinnen mit dem Hals-Eisen vorgeführt und konnten aus der Stadt verwiesen werden.

Bei einem Trauerfall durften Handwerker und Bauern keine langen, bis auf die Erde reichenden Mäntel tragen, da sonst der Unterschied zwischen den „Vornehmen und Gemeinen“ nicht mehr kenntlich war.

Fast alle Kleidereinschränkungen wurden religiös, mit dem Schamheitsgebot und der Gott geschuldeten Demut begründet. Aufreizende Kleidung galt als eine Anstiftung zur Sünde. Wer also gegen die christlichen Normen verstieß, der wurde stigmatisiert.

Im Zuge von Reformation und Gegenreformation wurden in ganz Europa die Luxusbeschränkungen, die ebenfalls religiös motiviert waren, verschärft. Die Menschen sollten durch Zurschaustellung von Luxus Gott nicht beleidigen, sondern auch in der Kleidung eine gottgefällige Demut zeigen. So war es in Frankreich, Spanien, Italien und England den Untertanen untersagt, Gold- und Silberbrokate sowie Gold- und Silberstickereien zu tragen. Diese Regelungen galten natürlich nicht für die Oberschicht. Erst die Französische Revolution mit ihrer Gleichheitsforderung machte mit dem Spuk der strengen, gesetzlich fixierten Kleiderordnungen des Feudalismus ein Ende. So schien es. Tatsächlich wurde jetzt, wie bekannt, die revolutionäre Mode ein vorgegebener Dress Code.

Neben die von der Obrigkeit gesetzlich verordneten offiziellen Kleiderordnungen traten interne Dress Codes, die sich die Organisationen selbst verordneten. Ausdruck eines Selbstwertgefühls, Ausdruck gemeinschaftlicher Verbundenheit und gleichzeitig ein nach außen hin bekundetes Bekenntnis zu der Gemeinschaft, der man angehörte. Ein Ergebnis dieser gemeinschaftsinternen Kleiderverordnungen sind die Uniformen der Studenten, auch Wicks genannt. Dazu zählt auch die Garderobe der Freimaurer, auch wenn diese im Gegensatz zu den studentischen Verbindungen nur bei geschlossenen Veranstaltungen getragen wird.

Die Kleidung der Freimaurer, die zu den Tafeln getragen wird, besteht aus einem

- dunklen Anzug der Smoking
- dem Bijou (dem jeweiligen Schmuckabzeichen einer Loge),
- einer Maurerschürze
- einem hohen Hut, der ein Zylinder sein kann, wie bei Theodore Roosevelt leicht erkennbar.

Besonders schlimm betroffen waren von den Kleiderordnungen die Randgruppen.

Für sie wurde eigens eine stigmatisierende Kleiderordnung erfunden. Sie hatten Kleiderabzeichen in den „Schandfarben“ Rot, Gelb und Grün zu tragen.

- Den Juden wurde beispielsweise das Tragen von gelben Ringe oder, seit 1180 nachweisbar, das Tragen des Judenhuts zur Pflicht gemacht.
- Prostituierte hatten sich zur Unterscheidung von „normalen“ Frauen durch rote Kapuzen, rote Schleier oder gelbe Tücher und Kleidersäume auszuweisen.
- In Zürich und Bern erkannte man die Prostituierten an ihrem roten Käppeli,
- in Wien an einem gelben Tüchlein, das an der Achsel festgemacht war.

Tischsitten

Die heute noch üblichen Tischsitten haben sich erst im 13. und 14. Jahrhundert allmählich und nicht überall gleichzeitig herausgebildet. In dieser Zeit kamen Benimmbücher auf den Markt, in denen es um die „Tischzuchten“ ging, wie man damals das Verhalten bei Tisch nannte. Geltung hatten diese zunächst nur für die Menschen bei Hof. So etwa der poetisch gefärbte Verhaltenskodex Tannhäusers „Hofzucht“ aus dem 13. Jahrhundert. Bis dahin scheint ein sehr archaischer Umgang bei Tisch geherrscht zu haben. Im Mittelalter hatte das Speisen als ein Akt der Solidargemeinschaft Vorrang vor allen Tischsitten. Man saß auf einer Bank an einem Tisch, man aß aus einem Topf, man trank aus einem Gefäß, man brach gemeinsam das Brot. Die Tischsitten setzten sich nicht auf einen Schlag durch. Erst gesellschaftlich oben, bei den Höfen, ehe sie langsam nach unten durchdrangen.

Menschliche Bedürfnisse wie Schmatzen, Rotzen, Rülpsen, Spucken, Popeln, Furzen machten im Mittelalter keine Probleme. Erst das, was Norbert Elias die „Affektmodellierung“ genannt hat, und die sich in der Neuzeit durchzusetzen begann, änderte etwas daran.

Schwerpunkt all dieser Erziehungswerke war ganz generell die

- Beherrschung der Affekte, die Ausdruck eines neuen Persönlichkeitsbildes war, das auf der umfassenden Persönlichkeitsentfaltung aufbaute.
- die Zurückdrängung des „tierischen Charakters“ im Menschen und
- die Entwicklung eines peinlichkeits- und Feingefühls, für das kein rationales Argument in den Benimmbüchern auszumachen ist. Das die Hygiene eine Rolle gespielt haben mag, ist erst ein erst später an diese Regelung herangetragen Motiv

Die ersten Verbote betrafen das Schneuzen und Kratzen bei Tisch. Bereits im Mittelalter wurden die Menschen angehalten, für das Schneuzen nur die linke Hand zu benutzen, da die rechte Hand dem Anfassen der Speisen vorbehalten war. Bald schon wurde empfohlen, für das Schneuzen ein Kleidungsstück zu benutzen und das Tischtuch zu verschonen. Das Schneuzen sollte leise erfolgen. Ehe das Spucken bei Tisch ganz verboten wurde, lautete der Ratschlag, nicht auf oder über den Tisch zu spucken, sondern neben ihn. Vor dem Trinken sollte man sich den Mund abwischen. Auch das Händewaschen vor dem Essen und zwischen den einzelnen Gängen kam langsam, und zwar beim Adel, in Mode, ehe es vom Bürgertum übernommen wurde.

Zur Affektmodellierung bei Tisch gehörte auch, dem Hinunterschlingen des Essens Einhalt zu gebieten. Erasmus von Rotterdam empfahl daher, mittels Gesprächen „Intervalle“ in die Speisenfolge einzulegen. Diese Tischgespräche sollten von allem Schlechten, Vulgären, Barbarischen, das dem Feingefühl entgegenstand, freigehalten werden. Schließlich galt es, mit dem Verhalten bei Tisch dem Ranghöchsten bei Tisch Respekt zu bezeugen, ihn nicht zu beleidigen, keine Peinlichkeit aufkommen zu lassen. Gleichzeitig wurde aus der Verfeinerung der Esssitten bald schon ein Distinktionsmerkmal, mit dem sich der gebildete vom ungebildeten Menschen unterschied. Diese Esskultur wanderte schließlich von oben nach unten und erfasste bald schon das aufstrebende Bürgertum, die Handwerker und Kaufleute. Und ganz zum Schluss verspätet die Bauern.

Wie schon erwähnt, war peinlich darauf zu achten, dass

- die Ranghöchsten bei Tisch als Erste zu bedient wurden. Das Tranchieren des Bratens blieb lange Zeit ihr alleiniges Privileg. Vordem war es üblich, das gebratene Tier oder den Fisch auf großen Platten, Pfannen oder Töpfen ganz, unzerteilt auf den Tisch zu bringen, von dem sich jeder Teilnehmer einen Teil mit seinem Messer abschnitt und das Stück Fleisch auf seinen Teller tat.
- Fleischportionen auf eine Brotscheibe gelegt wurden, wo es sich mit dem Fleisch- und

Soßensaft vollzog. Das Brot hatte auch noch eine andere Funktion. Es diente dazu, den Suppenlöffel und das Messer vor der Wiederbenutzung abzustreifen. Das mit der Soße angereicherte Brot aß man am Ende des Mahls entweder selbst auf, oder es wurde wie auch sämtliche Essenreste als Almosen an die Armen weitergereicht.

- Die Suppe in Töpfen oder großen Schüsseln auf den Tisch kam. Aus einer großen, gemeinschaftlichen Kelle, die an die Tischnachbarn weitergereicht werden konnte, wurde die Suppe dann getrunken. Dies galt als Ausdruck solidarischer Verbundenheit der Tischgesellschaft. Nach und nach erfolgte die Individualisierung. Die Kelle wurde von Schüsseln, Suppentellern und Löffeln verdrängt, zuerst bei den Privilegierten, versteht sich.

Im 17. Jahrhundert hört in Frankreich das Zerlegen der Speisen bei Tisch allmählich auf. Die Speisen kommen bereits zerteilt auf den Tisch. Dafür wird eine Erweiterung der Arbeitsteilung, die Zunahme der Spezialisierung verantwortlich gemacht. So wurde etwa die Schlachtung außer Haus vorgenommen. Die französische Regelung wird von den anderen europäischen Gesellschaften übernommen.

An den adligen Tafeln war es auch üblich geworden, dass man sich

- die Hände in mit Kamille oder Rosmarin angereichertem Wasser wusch, das eigens von Pagen vor dem Essen und zwischen den einzelnen Gängen gereicht wurde.
- Da die Getränke lange Zeit aus einem gemeinsamen Gefäß getrunken wurden, wurde das Abwischen des Mundes vor dem Trinken üblich.
- Zur Reinigung der Nase setzte sich zuerst in Italien der Gebrauch des Taschentuches durch, das anfänglich als ein ausgezeichnetes „Prestigewert“ angesehen wurde. Die Damen trugen das reich bestickte Taschentuch für alle sichtbar am Gürtel. Es war bei Männern sehr begehrte Trophäe. Manche Männer trugen es im Mund. In jedem Fall setzte unter einigen Männern ein schwunghafter Handel mit diesen begehrten Frauen-Objekten ein. Ein Pars-prototo-Symbol. Erst bei Ludwig XIV. wird das Taschentuch bei Hofe allgemein.

Vom Besteck war auf dem Tisch zunächst wenig zu finden. Ein Becher auf der rechten Seite, links ein Stück Brot. Das war schon alles. Für das Messer, das wichtigste Besteck bei Tisch, hatte jedes Tischmitglied eigenverantwortlich Sorge zu tragen. Es wurde in einer Scheide mitgebracht. Lediglich für ranghohe Personen wurde ein Messer gedeckt. Wer sich keines leisten konnte, dem konnte der Tischnachbar mit seinem Messer aushelfen. Dem Messer wurde auf der rechten Seite, neben einem Becher, ein Platz eingeräumt.

Die Suppe konnte aus einer gemeinschaftlichen Schöpfkelle, die weitergereicht wurde, oder einer Schale getrunken werden, ehe sich der Löffel und der Suppenteller durchsetzten.

Die Gabel kam verspätet aus Byzanz über Italien und Frankreich zu uns und musste sich gegen erhebliche Widerstände der Kirche erst durchsetzen, die in der Gabel ein Werkzeug des Teufels sah. Noch Luther soll 1518 gestöhnt haben: „Gott behüte mich vor Gäbelchen!“ In Italien wurde die zweizinkige Gabel in der Epoche der Renaissance zunächst nur für Obst benutzt, um sich nicht die Hände schmutzig zu machen. Beim Adel in Deutschland kam die Gabel erst als Vorlegegabel in Umlauf, dann auch als individuelles Besteck, das links am Tisch ihren Platz fand. Doch flächendeckend durchgesetzt hat sie sich in den gehobenen Schichten erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts. Dass Byzanz bei den Gabeln die Nase vorn hatte, erklärt sich aus der dort herrschenden Ess- und Servierkultur, die auf zerkleinerten Speisenteilen aufbaute, die auf diversen Tellern und Schüsseln serviert wurden.

Trinkgelage und Bruderschaftstrinken

Das Trinken von Alkohol im Zusammenhang mit einem Trinkgelage wurde bereits in den antiken Kulturkreisen als ein herausragendes Kulturgut in Ehren gehalten, es war ein religiöser Kult. Im Rausch, so meinte die Antike, sprächen die Götter mit den Menschen. Damit war jeder Rausch geheiligt.

Ein Eröffnungs-Ritual eines antiken Trinkgelages war das Zutrinken zu Ehren der Götter. Einbezogen wurden dann die Verstorbenen, ehe das anwesende Kollektiv begrüßt und zum Trinken ermuntert wurde. In Griechenland wurde mittels des Toasts der „gute Geist“ heraufbeschworen, er möge in alle Anwesenden einziehen.

Aus dem Zutrinken hat sich im Zuge der Individualisierung des kollektiven Trinkens das „Bruderschaftstrinken“ oder das „Bescheidtun“ (soviel wie: eine Mitteilung, eine Verbindung herstellen), wie es im Mittelalter hieß, entwickelt, mit dem man den höflichen Abstand verringerte und zum Duzen überging, das streng ritualisiert war.

Im 17. Jahrhundert kam dafür die Redewendung „Auf den Dutz trinken“ (auf das Duzen trinken) auf. Die sich für das Duzen entschlossen hatten, tranken nacheinander aus einem gemeinsamen Trinkgefäß, das beide umfasst hielten. Nach dem gemeinsamen Trunk gab man sich zunächst einen Kuss auf den Mund, später auf die Backen und nannte seinen Vornamen: „Ich bin der und der...“ oder „Ich heiße...“. Darauf gaben beide ein gegenseitiges Versprechen ab, sich „lieb“ zu haben und alles zu „meiden“, was dem anderen „Leid“ bereite. Sicher nachweisbar ist dieses Bruderschaftstrinken seit 1616 mit der Schrift Jus Potandi oder Zechrecht.

Das Bruderschaftstrinken hatte fatale Folgen. Denn wem zugeprostet wurde, von dem wurde eine Erwiderung erwartet, dass er sich revanchierte. Eine Verweigerung der Erwiderung wurde gleich zweimal geahndet: als Feigheit und als Beleidigung des Gegenübers. Die Ächtung des Verweigerers war da noch die schwächste Form einer Sanktion. Physische Attacken, die bis zum Totschlag führen konnten, waren die drastischste Form der Vergeltung. Ein Trinkgelage unter diesen rigiden Regeln des Zutrinkens war folglich erst dann zu Ende, wenn alle Beteiligten besoffen waren. Heute sind die Toasts nach wie vor ein wesentliches Stammtisch-Ritual bei den studentischen Verbindungen wie auch bei den Freimaurern.

Verschärft wurde der Alkoholkonsum durch die Tatsache, dass die Wasserqualität im Mittelalter vor allem in den Städten miserabel war, weshalb die Bevölkerung auf den Alkohol als Alltagsgetränk auswich, da der Alkohol keimtötend wirkte und vor Infektionen schützte. So konnten Wein, vor allem aber das Bier zu einem Volksnahrungsmittel werden. Weit verbreitet war beim einfachen Volk das Frühstück, das aus einer Biersuppe bestand.

Diese alkoholische Eskalation rief die Herrschenden auf den Plan, die sich veranlasst sahen, „Zechrechte“ und Zech-Pflichten zu erlassen, die den Alkoholkonsum zu kontrollieren und einzudämmen hatten. Dies geschah auf Reichsebene ab dem 15. Jahrhundert regelmäßig mittels so genannter „Reichsabschiede“, die u.a. dem „übermäßigen Trinken und Zutrinken“ gewidmet waren, und schließlich in die Reichspolizeiordnungen Eingang fanden.

Trinkparolen

Eine allgemeine, wenig ausgeprägte Trinkaufforderung ist die Parole „Prosit“ oder „Prost“, die mit einem Zuprosten durch Heben der Gläser/Becher/Flaschen und/oder durch Anstoßen der Trinkgefäße verbunden werden kann. Nicht unwichtig ist dabei der den Trinkenden zugewandten Blickkontakt.

Das „Prosit“ geht auf das lateinische Verb „prodesse“ zurück, in der Bedeutung von nützen, nützlich sein, zuträglich sein, im weiteren Sinn: gut tun. Grammatisch betrachtet, bedeutet das Kürzel „Prosit“ den Konjunktiv (3. Person Singular) im Sinne von „Es möge nützen, gut tun!“ Das „Prost!“ schließlich ist die verdoppelte Verkürzung von prodesse.

Synonym werden dann im Deutschen auch die Trinksprüche „Zum Wohl!“, „Wohl bekomm’s!“, „Wohlsein!“ verwendet, freilich nicht nur am Stammtisch.

Zum Teil streng kontrolliert sind die Trinkrituale bei den Freimaurern und den studentischen Verbindungen. Vor und zwischen den einzelnen Trinkeinheiten können Trinkparolen oder „Toasts“ ausgebracht werden, die entweder auf einzelne Trinkbrüder oder auf die Gemeinschaft, der die Stammtischbrüder angehören, ausgebracht werden. Der Toast kann aber auch politisch artikuliert werden. Er gilt dann wie bei den „Tafellogen“ der Freimaurer zum Beispiel Volk und Vaterland, der Freiheit, den Menschenrechten, natürlich der „königlichen Kunst“ sowie den Gästen.

Der Chef der Tafelrunde, „Meister vom Stuhl“ genannt, kündigt einen Toast durch einen Hammerschlag auf den Tisch an und lässt von seinen Assistenten verlauten, dass er oder ein Mitglied einen Toast ausbringen wolle. Danach füllen die Teilnehmer sich gegenseitig ihre Gläser mit Bier oder Wein als Ausdruck der dienenden Solidarität der Brüder untereinander. Dann erheben sich die Teilnehmer, halten ihr gefülltes Trinkgefäß ausgestreckt vor sich und leeren dieses auf Kommando in drei Schlucken. Es folgt das feste, laute Aufsetzen der leeren Gefäße, das wie ein Salutschuss einer

Kanone klingen soll, worin ein ferner Nachhall auf das Salutschießen zu Ehren eines Herrschers gesehen wird. Daher heißen diese Gefäße, die einen verstärkten Boden haben, damit der Salutschuss auch gelingt, „Kanonen“. Es folgt als Abschluss des Zutrinkens die kollektive Zustimmung aller Anwesenden durch die Antwort-Parole: „Sie leben!“ So wie bei den Freimaurern das Trinken durch Toasts eröffnet wird, so wird die Tafelloge auch rituell durch „die Kette“ beendet, häufig durch das Absingen des berühmten „Kettenlieds“, Mozarts letztes musikalisches Werk, das er, der selber Freimaurer war, für die Wiener Loge komponierte. Der Text soll von Schikaneder stammen. Von den Freimaurern sollen die Studentenverbindungen die Trinksitte des hörbaren Aufsetzens des Trinkgefäßes übernommen und erweitert haben. Das studentische Trinkritual allerdings lautet anders. Es trägt den Namen „Einen Salamander reiben“. Wiederum auf das Kommando des Seniors oder Fuchsmajors, der für frisch aufgenommenen Mitbrüder verantwortlich ist, „Ad exercitium salamandri!“ stehen alle Trinkbrüder auf und nach dem Zuruf „Prost!“ wird das Glas meistens auf einen Zug geleert. Auf ein weiteres Kommando werden die Gefäße laut auf den Tisch aufgesetzt und dann mit kreisenden Bewegungen „gerieben“. Auch ein lautes Klappern mit den Gefäßen ist möglich. Der Vorgang wird ein- oder dreimal wiederholt. Unmittelbar nach dem Geklapper soll sofort Stille eintreten, was natürlich militärische Präzision der Bewegungen voraussetzt. Diese Koordination wird als ein besonderes Gemeinschaftsgefühl angesehen.

Einbezogen werden in das Trinkritual des Salamanders auch die Toten. Ist ein Verbindungsmitglied gestorben, wird zu seinen Ehren ein Salamander gerieben, indem neben den Stammtischchef ein leerer Stuhl und auf den Tisch davor für den Toten ein gefülltes Glas hingestellt wird. Nach der Salamander-Zeremonie leert der zuständige Stammtisch-Chef stellvertretend für den Toten das Glas und erwidert für diesen die Ehrerbietung. Danach wird das Glas meistens zerschmettert.

Was die Zeremonie des Salamenderrührens angeht, gibt es viele Theorien, die mit dem Elementarwesen des Salamanders, des Hüters des Feuers, der gegen Feuer gefeit ist und daher als Einziger das Feuer auch löschen kann, irgendwie in Zusammenhang gebracht. Eine andere Theorie beruft sich auf ein Dokument der Studentenverbindung Sachsen-Preußen in Heidelberg, in der der Name Salamander ganz anders, nämlich als ein verballhornendes Initialwort erklärt wird, das auf die Trinkparole „Sauft alle miteinander!“ (=Salamander) zurückgeht.

Copyright Albrecht Schau